Werkkatalog mit dem gewissen Etwas

KUNST Die Ansprüche an den öffentlichen Raum wachsen. Für die Stadt Zug liegt nun erstmals eine Publikation vor, welche die Vielfalt an Kunst im hiesigen öffentlichen Raum zusammenfasst – ansprechend und für jedermann verständlich.

ANDREAS FAESSLER
andreas.faessler@zugerzeitung.ch

Der rote «Luftmensch» im Dialog mit der Architektur der Überbauung Eichstätte. Darum (und um vieles mehr) geht es im Buch, das unter der Leitung von Brigitte Moser entstanden ist.
Bild Stefan Kaiser

«Der soziale Zusammenhalt wird von der Qualität des öffentlichen Raumes bestimmt. Und dazu gehört auch Kunst», brachte es Stadtpräsident Dolfi Müller auf den Punkt, als vergangene Woche das neue Buch «Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug» vorgestellt worden ist. Herausgegeben von der Stelle für Kultur der Stadt Zug und dem Bauforum Zug ist die aufwendig gestaltete Publikation einerseits eine Art beschreibender Werkkatalog, andererseits aber – und hier liegt das Gewicht des Buchinhaltes – ein Abbild des anregenden Dialogs zwischen der zumeist hochwertigen Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug und der sie umgebenden Architektur.

Für jedermann verständlich

Fachleute wie Architekten, Historiker oder Kunsthistoriker liefern im Buch zu grosszügigen Fotostrecken ihre Textbeiträge. Diese sind in einer eingängigen Form gehalten, sodass jedermann den Zugang zur Materie findet, selbst wenn er mit dem Fach Kunst wenig vertraut ist. «Die sachlich fundierten, aber gut verständlichen Texte möchten Augen öffnen und zusammen mit den Bildern einen sinnlichen Zugang zum Thema schaffen», führt Brigitte Moser hierzu aus. Die Zuger Kunsthistorikerin war als Projektleiterin und Redaktorin federführend bei der Entstehung des Buches und hatte sich nach Anfrage der Herausgeber für diese anspruchsvolle Aufgabe bereiterklärt.

«Der Diskurs von Kunst und Architektur ist in Zug besonders spannend, zumal wir hier im öffentlichen Raum viel und insbesondere vielfältige Kunst vorfinden. In einer hohen Dichte und ein breites Spektrum abdeckend», sagt Brigitte Moser. Zug sei schon immer bemüht gewesen, die öffentlichen Räume mit Kunst zu beleben. «Seit Ende der 1970er-Jahre fanden temporäre Kunstausstellungen im Aussenraum statt. Das Kunsthaus Zug engagiert sich seit den 1990er-Jahren aktiv – als eines der wenigen Museen in der Schweiz – für Kunst im öffentlichen Raum.» Und die öffentliche Hand unterstütze seit längerem die lokale Kunstproduktion und setze sich so für die Schaffung, Erhaltung und Vermittlung von Kunst im Stadtraum ein.

Kunst darf auch anecken

«Die Bedürfnisse an den öffentlichen Raum ändern sich», sagte Dolfi Müller weiter, «und die Ansprüche der Bevölkerung nehmen zu.» So stünden wir heute angesichts der laufenden Digitalisierung, Individualisierung, Globalisierung und auch Ökonomisierung an der Schwelle zu einer neuen Welt. «Darum ist es besonders erfreulich, wenn es hierzu ein Gegengewicht gibt, wenn viele Leute wieder vermehrt Ruhe und Gemeinsamkeit suchen.» Was sie in öffentlichen Räumen mit einer ansprechenden Gestaltung denn auch finden, wo Kunst zum Nachdenken anregt, auch zum kritischen. «Futter fürs Hirn», nennt es Jacqueline Falk, städtische Kulturbeauftragte und Leiterin Stelle für Kultur der Stadt Zug, in diesem Kontext. «Selbst wenn es Kunst ist, die anzuecken vermag, wird dieser Zweck erfüllt.» Der Diskurs mit und über Kunst gehe auch immer einher mit Erfahrungen, fügt Kunsthaus-Direktor Matthias Haldemann an.

Die Idee zum Buch hatte ursprünglich die eben zitierte Jacqueline Falk. Es sei an der Zeit gewesen, die Kunst in der Stadt Zug anschaulich abzubilden, ihre Aussage und ihre Funktion dabei zu beleuchten. «Im Buch wird diese multidisziplinäre Kunst aus verschiedenen Perspektiven betrachtet», so Falk. «Kunst im öffentlichen Raum schafft auch Identität und spielt eine tragende Rolle im städtebaulichen Kontext», sagt der Präsident des Bauforums Zug, Thomas Baggenstos. Diesen Gedanken spinnt der Luzerner Architekt Niklaus Graber weiter, indem er betont, dass Kunst immer bedeutender wird im kollektiven Erleben eines öffentlichen Raumes. «Denn dieser ist der Mörtel, welcher eine Stadt zusammenhält. Öffentlicher Raum ist deren Lebensader. Und auch wir Architekten müssen uns bewusst sein, dass wir bis über die Gebäudefassaden hinausschauen und genauso an die Gestaltung ausserhalb dieser denken müssen.» Und diese darf nicht immer determiniert sein, sondern man soll die entstehenden Möglichkeiten ausloten. «Dies entgegen dem in der Schweiz allgemein vorherrschenden Gestaltungswahn, bei dem immer alles schon im Voraus verplant ist.» An dieser Stelle nimmt Graber auch seinen Berufsstand insofern ins Gebet, als er zu bedenken gibt, dass Kunst – oder nachträglich hinzugefügte Kunst am Bau – keine Entschuldigung sein darf für schlecht gelungene Architektur.

Das Buch selbst ist Kunst

Nun also liegt das aktuelle offizielle Nachschlagewerk über die Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug vor. Das Buch selbst erweist sich bereits beim Anblick als Kunstwerk an sich: in Silber métallisé schimmernd und ummantelt von einem Schwarz-Weiss-Einband aus bedrucktem Hartpapier.

Abwechslungsreiche, süffig abgefasste Essays – Hintergrundberichte, Interviews, Betrachtungen, farbig oder schwarz-weiss illustriert – wechseln sich ab und führen unterhaltsam durch das Buch und greifen zur weiteren Veranschaulichung an mehreren Stellen auch bis weit über die Grenzen Zugs hinaus. Auch der übersichtliche Werkkatalog vermeidet bewusst die nüchterne Aufzählung, sondern hält den Leser mit Abbildungen und prägnanten Kurzbeschreibungen bei Laune.

Das Buch «Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug» richtet sich an Kunstinteressierte und Fachpersonen gleichwie an den «gemeinen» Zuger Bewohner, der sich mit seinem Lebensumfeld neu auseinandersetzen möchte, oder an den Auswärtigen, welcher der Stadt Zug auf dieser Ebene begegnen will.

HINWEIS

«Kunst im öffentlichen Raum der Stadt Zug», erschienen beim Verlag Edition Hochparterre, im Handel erhältlich zu Fr. 48.–.

Klavierrezital zu vier Händen

CHAM fae. Schubert, Schumann, Mendelssohn – die Musik der drei Komponisten in einem Konzert vereint, gewährt eindrucksvollen Einblick in die Vielfalt der Romantik des 19. Jahrhunderts. Während Franz Schubert in Wien die Epoche mit seinem Werk einläutete, nahmen ihn seine Nachfolger als Vorbild, so auch Robert Schumann und Felix Mendelssohn. Die posthume Ehre für den grossen Wiener war um ein Vielfaches grösser als diejenige zu seinen Lebzeiten.

In der Villette in Cham sind die drei prägenden Meister morgen Sonntag auf ganz besondere Weise zu erleben – auf Klavier zu vier Händen. Die beiden Pianistinnen Judith Wegmann, gebürtige Zugerin, und Charlotte Torres interpretieren von Robert Schumann dessen «Bilder aus Osten», op. 66, von Franz Schubert die Fantasie in f-Moll, D 940, und von Felix Mendelssohn das «Andante con Variazioni», op. 83a.

Versierte Instrumentalistinnen

Die beiden Pianistinnen bewegen sich seit Jahren auf einem vielfältigen Musikgebiet – ihre Schwerpunkte liegen insbesondere im experimentellen sowie im klassischen Bereich. Beide Frauen haben ein klassisches Musikstudium hinter sich und verfolgen weitere Studien in der neuen und experimentellen Musik. Aktuell sind die beiden mit einem klassischen Programm unterwegs.

Das vierhändige Klavierrezital findet morgen Sonntag, 11. September, um 17 Uhr im Dachgeschoss der Villette in Cham statt. Abendkasse vor Konzertbeginn.

Eine Frau animierte die «Wiener» als Jazzband

SINFONIEKONZERTE Die Wiener Philharmoniker betraten mit einer Frau Neuland. Zuvor stellte sich der neue Chef der «Berliner» vor.

Vertrauliches Musizieren wie in einer Familie: Dirigentin Emmanuelle Haïm und die Sopranistin Sandrine Piau inmitten der Wiener Philharmoniker.
Lucerne Festival/ Priska Ketterer

Emmanuelle Haïm (54) ist nicht die erste Dirigentin in der Geschichte der Wiener Philharmoniker. 2005 bekam das Traditionsorchester mit der Australierin Simone Young erstmals eine Frau am Dirigierpult zu Gesicht (weibliche Orchestermitglieder werden seit 1997 aufgenommen). Der Auftritt der Philharmoniker mit Haïm am Donnerstag im KKL stand trotzdem unter einem besonderen Stern. Für Aufsehen sorgte, dass die französische Barockspezialistin die «Wiener» erstmals im Stil eines Alte-Musik-Ensembles vom Cembalo aus leitete. Erfahrungen damit hat sie bereits mit den Berliner Philharmonikern gesammelt. Vom Stil her habe das mehr mit einer Jazzband als mit einem modernen Sinfonieorchester zu tun, liess die Dirigentin im Programmheft wissen.

Animiert durch den Dirigenten

Haïm dirigierte eine kleine Besetzung, ergänzt durch historische Instrumente wie Laute und Blockflöte. Zu hören war ein Händel-Programm mit einem «Concerto grosso», zwei Suiten aus der «Wassermusik» sowie der Kantate «Delirio amoroso». Und tatsächlich kam schnell ein Jazz-ähnliches Flair auf. Zum einen waren die Philharmoniker solistisch gefordert: Die Phrasen wollten genau artikuliert und verziert werden, was aus dem Moment heraus geschehen musste und sich nicht einfach von den Noten lesen liess. Dabei wurden die Philharmoniker von Haïm eifrig animiert: Sie zeichnete die Phrasen in die Luft oder unterstützte das Spiel vom Cembalo aus.

Somit war auch die herkömmliche Orchesterkonstellation – vorne Dirigent, hinten Musiker – durchbrochen und machte dafür Echoeffekten, Frage-Antwort-Spielen und verliebten Duetten Platz. Bemerkenswert war auch, wie das Orchester im «Rigaudon» der dritten Suite auf leisen Sohlen trippelte oder wie es die erste Suite mit schweren, gravitätischen Punktierungen eröffnete. Alles in allem schienen sich die «Wiener» beherzt auf das barocke Spiel einzulassen.

Aus dem Orchester wird aber wohl dennoch kein Barockensemble. Dafür wollten sich die Musiker nicht stark genug von den Tanzrhythmen im Bass tragen lassen. Zudem wirkten sie bei einzelnen schnellen Einsätzen Haïms leicht überrascht. Und auch bei der Programmwahl hätte man sich etwas mehr einfallen lassen können als die Aneinanderreihung von Händel-Orchestersätzen in der ersten Konzerthälfte.

Frischen Wind hätte nach der Pause die Händel-Kantate «Delirio amoroso» bringen können. Allerdings war die französische Sopranistin Sandrine Piau (51) nicht in Topform. Die Arie «Per te lasciai la luce» bewältigte sie solide, erreichte die Spitzenlagen aber nur mit Mühe, ihre Phrasen wirkten kurzatmig, die Spannung fehlte. Die Sopranistin blühte erst in den Zugaben richtig auf: in der Arie «Se pietà di me non senti» sowie im zwitschernden Duett mit dem Blockflötisten Sebastien Marcq.

Kontrastprogramm für Fankurve

Ein Kontrastprogramm in grosser Orchesterbesetzung bot tags zuvor die Bayerische Staatskapelle mit ihrem Dirigenten Kirill Petrenko (44) – jenem Russen, der 2018 die Nachfolge von Simon Rattle bei den Berliner Philharmonikern antreten soll. Er präsentierte bei seinem Luzerner Debüt Werke von Wagner und Richard Strauss, darunter zwei kraftmeierische Stücke, über deren Sinn und Unsinn seit je her gestritten wird: Wagners «Meistersinger»-Vorspiel und Strauss' «Sinfonia domestica».

Der Publizist Claudius Seidl meinte einmal: «Würde jemals eine Fankurve die Ouvertüre der ‹Meistersinger› zum Schlachtgesang wählen, ginge das Spiel garantiert null zu null aus, so starr ist diese Musik.» Petrenko versuchte die Mauer zu durchbrechen, indem er ein zügiges Tempo wählte. Das wirkte zunächst erfrischend, gegen Ende aber verhetzt. In der Strauss'schen Sinfonie, in welcher der Komponist sein Familienleben ausbreitet, kam es ebenfalls zu einem lauten Höhepunkt, bei dem ein Baby mit Rassel die Oberhand zu haben schien. Auch wenn das Geschmackssache blieb, wurden die Stücke zweifellos auf sehr hohem Niveau gespielt.

Glanzstunde – oder schon der Tod?

Eine Glanzstunde bot die Sopranistin Diana Damrau (45) mit den «Vier letzten Liedern» von Strauss. Entzückend ihr langgedehntes Piano: zart, zitternd und dabei doch von einer grossen inneren Spannung durchdrungen. «Im Abendrot», dem letzten Lied, wurde der Orchesterklang finsterer, kehrte sich in der letzten Strophe aber urplötzlich in strahlendes Dur. «Ist dies etwa der Tod?», fragte die Sängerin leise in den Saal. Man wusste es nicht, aber diesen Klang wollte man jedenfalls nicht vergessen.

SIMON BORDIER
kultur@luzernerzeitung.ch